



GEORG KAFKA

SCHULD LUST

K O O P R O M A N

© Georg Kafka

Dieses Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Autors. Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und veröffentlicht werden.

Neunkirchen 2021

www.georgkafka.at

Lass uns Geschichte schreiben

Koop Roman

Dieser Roman entsteht in Kooperation mit dir, der Leserin, dem Leser. Ich veröffentliche wöchentlich ein Kapitel. Nachdem du es gelesen hast, bin ich an deiner Meinung interessiert. Schreib mir deine Ideen, Ahnungen, Spürungen, Erkenntnisse, Widersprüche. Wie würdest du weiterschreiben? Welche Personen würdest du hinzufügen oder auslöschen? Welche Handlungen verträgt die Geschichte? Lass mich all deine Gedanken dazu wissen.

Ich versuche dann die produktivsten Ansätze in die neuen Kapitel einfließen zu lassen. Und gemeinsam schauen wir, was die Zukunft bringt, wohin uns die Geschichte treibt.

Am Ende nach dem letzten Kapitel werde ich unsere Geschichte als Buch veröffentlichen und alle Mitwirkenden darin nennen.

Ich freue mich sehr auf unsere gemeinsame Reise.

Kapitel 1

Manchmal siehst du auf den ersten Blick nur das, was du auf den zweiten Blick sehen möchtest

»Kannst du mich verstehen? Hörst du mich?«

»Klar und deutlich.«

Der Junge setzte sich auf die Bank, die an der Grenze ins Grün vor den großen Laubbäumen und dem bleichen Asphalt saß. An manchen Stellen war er aufgeplatzt und kleine Grashalme strömten in die Luft, ihre Arme in der schwülen Hitze frierend. Ein Bein zitterte etwas, deshalb stand der Junge nochmals auf, ging zur Straßenlaterne, an der ein Mülleimer befestigt war und kam mit einem zerknüllten Einkaufszettel zurück.

»Was machst du da für Faxen? Du sollst...«

Das Walkie Talkie rauschte kurz. »Ja, warte. Die Bank wackelt etwas.«

Die Person am Fenster, die das Walkie Talkie in der Hand hielt, schüttelte den Kopf, während der Junge mit dem anderen Walkie Talkie das Papier

glattstrich und danach mehrmals zusammenfaltete. Er legte es unter den hinteren Fuß der Parkbank, wackelte kurz an der Lehne und setzte sich wieder hin.

»Grins nicht so auffällig«, sagte die Frau am Fenster.

»So, ich bin jetzt bereit.« Rausch.

»Was denkst du? Der Alte an der Ampel, kommt er mit seinem Geld aus?« Rauschen.

»Er sieht aus, als wäre er...« Rausch.

»...bei irgendeinem Geheimdienst. Du hast Recht, mir ist der Typ auch nicht ganz geheuer. Gut, lass ihn gehen.« Rauschen.

Der Geheimdiensttyp drehte sich zu dem Jungen um und hob seine schwarze Sonnenbrille leicht an. Er setzte seinen Weg über den Zebrastreifen fort und ging in Richtung der Frau am Fenster.

»Ich nehme die Frau dort.« Rausch.

»Welche? Ach die. Ja, vermutlich die bessere W...« Kling! Rauschen.

»Was war das?« Rausch.

»Da ist jemand an der Tür. Mach weiter. Du brauchst mich sowieso nicht mehr dazu. Verlass dich auf dein Bauchgefühl.« Rauschen.

Sie öffnete die Tür. Der Typ mit der schwarzen Sonnenbrille. »Wie kann ich ihnen helfen?«, bat sie ihn freundlich draußen vor der Schwelle zu bleiben.

»Ich denke, wir wissen beide, dass es dafür ein wenig zu spät ist. Folgendes wird jetzt passieren. Du hast zwei Möglichkeiten. In einer lebt er und in der anderen stirbt dein Sohn.«

»Und ich darf mich von ihm verabschieden?«

»Nur zu. Aber ein falsches Wort und er wird dir folgen. Verstanden?«

Sie ging zum Fenster, zog den Vorhang mit der rechten Hand zur rechten Seite und beobachtete ihn mit einem traurigen Lächeln. »Lass dir deine Gabe nicht nehmen. Niemals. Versprich mir das.« Rauschen.

Der Junge ging vorsichtig in Richtung der alten Dame, die sich gerade über die Kante des Bürgersteigs bemühte. Hinter ihm auf der Bank rauschte sein Walkie Talkie kurz auf. Er folgte der Dame ein Stück, nahm etwas Grünes aus seiner Tasche und bückte sich plötzlich damit. »Sie haben da etwas verloren. Entschuldigen Sie mich. Ihnen ist da etwas aus der Tasche gefallen.«

Die alte Dame drehte sich zögerlich um und versuchte zu erraten, wer ihr da ins Hörgerät schrie. Der Junge kam auf sie zugerannt und hielt einen 100-Euro-Schein in der Hand. »Ihnen ist da etwas aus der Tasche gefallen.«

»Ich kann mich gar nicht erinnern, dass ich heute so viel Geld mit hatte.«

»Hier«, gab ihr der Junge zurück. »Gut, dass ich es bemerkt habe.« Er überreichte ihr den Schein und setzte sich zurück auf die Parkbank. Die Alte zitterte eine paar Mal mit ihrem Kopf in alle Richtungen, bevor sie mit dem Schein in der Hand ihren Weg fortsetzte. Sie lächelte dem Jungen, der mittlerweile wieder sein Walkie Talkie in der Hand hatte, zu.

»Danke, du bist ein ganz besonderer Junge. Aber das weißt du bestimmt. Deine Mutter muss furchtbar stolz auf dich sein.«

Rausch. »Hast du gesehen, wie sie sich gefreut hat?« Rausch. »Mama, hast du es gesehen?« Rausch.

Die Füße der Frau hinter dem Fenster begannen sich langsam nach hinten zu bewegen. Beide gleichzeitig. Sie schliffen über die staubigen Holzdielen und schienen entgegen der Schwerkraft zu fliehen. Bis in die Mitte des Raumes. Mit einem Ruck schwebte sie. Wie ein Vogel, der den Aufwind spürte und seinen Körper nach oben zur Sonne hin sog.

Ihr Blick war weiter auf das Fenster gerichtet. Auf ihren Sohn. Ihr Hände am Hals. Als könnte sie nicht genug sehen, wie er da unten auf der Straße seine Aufgabe ausführte, weiteten sich ihre Augen, quollen immer weiter hervor. Einzelne Adern begannen zu platzen. Ihre Lippen verfärbten sich sanft. Sie stöhnte leise und presste ihre Finger zwischen das Seil und ihre Luftröhre. Sie schritt. In der Luft. Ein Schritt

nach dem anderen. Zuerst in Ehrfurcht, dann in Hektik und verzweifelter Aufgabe. Ihre Zehenspitzen berührten kaum den Boden. Ein Ruck

und die Hände lösten sich in ihrem Flug nach oben vom Hals. Zu müde, um nochmals hochzukommen. Luftleer. Im Stöhnen erstickt in einer trockenen Luftöhre, die ihren Sohn zum letzten Mal sah. Durch das Fenster, indem sie sich gleichzeitig spiegelte, als sie an ihrem letzten Atemzug erstickte.

Der Typ knotete das Seil an den hölzernen Querbalken der Küche. Seine Sonnenbrille verrutschte dabei ein kleines Stück.

»Du hast deinem Sohn gerade das Leben gerettet. Ich halte mein Wort«, verließ er sie.

Rauschen.

Rausch.

Rausch.

Kapitel 2

Komm und lieb mich! Ich kanns alleine nicht.

»Was haben Sie gefühlt, als sie damals Ihre Mutter gefunden haben?«

»Wissen Sie, ich kann diesen ganzen Therapie-scheiß nicht mehr hören. Was haben Sie gefühlt. Was würden Sie tun, wenn das nicht passiert wäre. Welchen Sinn hat es gehabt. Wie würden Sie anders handeln. Ich kann diese ganzen Fragen nicht mehr hören. Ich habe alles durchanalysiert. Ich weiß alles über mich und meine Mechanismen und meine Überlagerungen und Traumata und Kompensationen. Und wissen Sie, was es mir bringt?«

Der Mann legte seinen Schreibblock in den Schoß.

»Nichts. Diese Therapien helfen einen Scheiß. Sie machen mich genauso kaputt wie die Welt da draußen. Mein Wunsch zu sterben wird mit jedem Tag, den ich atme, größer. Und wissen Sie, was das Beste daran ist?«

Der Mann legte seinen Kugelschreiber auf den Schreibblock. »Was ist das Beste daran?«

»Ich werde mich nicht einfach umbringen. Ich brauche den Tod genauso intensiv wie das Leben. Ich habe diese tödliche Krankheit und sie will, dass ich langsam und qualvoll zugrunde gehe. Seit ich sieben bin. Seit damals, als...«

Er unterbrach die kurze Stille: »Seit ihre Mutter...«

»Als hätte sie mir mit ihrem letzten Atemzug dieses Schicksal vererbt und jetzt muss ich damit leben. Was ist das für ein Geschenk? Was ist denn das für ein Geschenk, frag ich Sie!«

»Wenn Sie ein Kind hätten...«

»Ich habe kein Kind. Gerade deswegen. Wie kann ich ein Kind in die Welt setzen, wenn ich lebensmüde bin? Wenn ich vorhabe, mich feige an einem Holzbalken zu erhängen? Wie könnte ich so ein Kind in die Welt setzen?«

»Vielleicht kam der Gedanke sich umzubringen erst später bei ihrer Mutter?«

»Ach, was weiß ich. Es ändert doch sowieso einen Scheiß, warum es wirklich so war, wie es war. Was soll mir das helfen? Dann weiß ich es und dann? Was dann? Dann will ich plötzlich nicht mehr sterben? Dann ist das Leben plötzlich schön? Dann kann ich in der Zeit zurückreisen und die Hand meiner Mutter halten, während sie von der Decke baumelt und der Boden nass von ihrer Pisse ist, und ihr sagen, dass ich sie verstehe?«

»Was, wenn es wirklich nicht ihre Absicht war?«

»Wie oft wollen wir das noch durchkauen? Immer der gleiche Scheiß.«

Er stand auf und ging einige Schritte zum Fenster.

»Sie hat mich durch die Scheibe beobachtet, wie ich ihre 1000 Euro Menschen zugesteckt habe. Einen Hunderter nach dem anderen. Die haben sich so gefreut. Es war so ein schöner Moment.«

Er legte seine Hand auf die Fensterscheibe.

»Und wozu das alles? Wozu? Die Welt ist ein Arschloch und wird sich niemals ändern. Überall laufen diese Wichser herum, die sich einen Scheiß um andere kümmern. Sie stehlen, lügen, betrügen, verpesten die Natur, schlagen ihre Kinder, sehen die Realität nicht, halten ihre Wahrheit für die einzig richtige Wahrheit. Ich bin zu müde, das alles immer und immer wieder in meinem Kopf aufzuzählen. Weil es nichts besser macht. Es ändert nichts, wenn ich es sehe. Wenn mir jemand sagt, dass es falsch ist. Es ändert nichts. Mein Schmerz wird dadurch nicht kleiner.«

»Was passiert mit Ihrem Schmerz?«

»Er wird immer größer. Überall. Ich sehe überall solche Menschen. Und ich habe das Gefühl, dass sie mir meine Luft wegatmen. Ich wollte immer gut sein. Ich habe nie jemandem etwas getan. Aber warum er-

sticke *ICH* dann an dieser Welt und nicht die anderen?«

Er drehte sich um und lehnte sich mit seinem Rücken an das Glas. So fest, dass es leise knarzte.

»Ich lass mir das nicht mehr gefallen. Ich kann das so nicht mehr. Ich kann das nicht mehr durchgehen lassen. Wenn sich andere damit abfinden, gut. Aber ich nicht mehr. Ich gehe zugrunde, wenn ich an dem nichts ändere.«

»Was wollen Sie ändern?«

»Ich muss diese Welt besser machen. Meine Mutter hat geglaubt zu wissen, wie wir das schaffen könnten. Damals. Geld an Hilfsbedürftige verteilen. Sie bei uns schlafen lassen. Essen ausgeben. Zelte und Schlafsäcke spenden. Autos über Nacht reparieren lassen, ohne dass die Familien es merken. Schulden mit einem Schlag bezahlen anonym. Wir haben so viel getan, bis ich sieben war. Idiotisch. Sinnlos. Und jetzt mit 25 bin ich tot. Auf dem Boden der Realität. Zerschmettert. Überfahren und verbrannt. Totgetrampelt und liegengelassen.«

»Das ist eine Menge Opferhaltung.«

»Ich scheiß auf Ihre Opferhaltung. Ich scheiß auf all Ihre therapeutischen Begriffe, hinter denen Sie sich seit Jahren verstecken und mich damit anspritzen, Freud. Ich scheiß auf Sie und ich scheiß auf diese

Welt. Wenn ich im Guten nichts ändern konnte, dann eben im Schlechten.«

Als er aus der Praxis rannte, hinterließ er das Knarzen im Fensterglas und einen offenen Mund.

Kapitel 3

Ist dir sogar im Sterben das Leben zum Feind?

Es war ein langer kurzer Weg nach Hause. Durch den mit Menschen blühenden Park, mit Füßen getretenen Rasen und in Hälsen verreckten Worten. Aber er musste gegangen werden, um ans Ziel zu kommen. Der Weg isst das Ziel in seinem Fall. Es waren kaum 15 Minuten, bis die Eingangstür aus den Angeln knarrte und ihm eröffnete, was er in den gefühlten Tagen der letzten viertel Stunde in seinen Gedanken durchgespielt hatte.

»G. Broch«

Er warf die Tür ins Schloss und schritt auf den Kasten zu. Die Ornamente an der Tür waren in kleinen Spiegelblättern fasziniert von seiner Entschlossenheit, sie zu öffnen, das zierliche Seil und die silberne Klinge mit aller Behutsamkeit herauszunehmen und im Badezimmer zu verschwinden. Er stellte die Dusche an, wartete, bis der Nebel ihn im Spiegel verschwamm und wischte sich für einen letzten Atemblick klar. Danach zog er sein Shirt aus, griff mit seinem ersten Schritt nach dem Seil und zog es über Dusch- und Kopf.

»G.brochen.«

Gustav formte die Rasierklinge zwischen Daumen und Zeigefinger zu einem Kreis, durch den er die fallenden Tropfen seiner letzten Momente erkannte. Wie schnell aus heißem Nebel die Kälte des Abschieds lachte. Er zog den Hals um seine Schlinge fester zu und schluckte tief.

»Was hast du mir angetan? Ist es das, was du von mir willst? Dass ich erkenne, wie sinnlos es ist, wie sinnlos anderen zu helfen, wie sinnlos auf der Welt zu sein, wie sinnlos das Leben ist? Wie sinnlos, sich Fragen zu stellen vor seinem Tod? Wie sinnlos, sich überhaupt Fragen zu stellen im Leben? Wozu der ganze Scheiß?«

Gustav ließ sich ein wenig zusammenfallen, um den Tod um seinen Hals zu berühren. Es gefiel ihm. Die Angst gefiel ihm.

»Warum hast du mich alleine gelassen? Ich bin doch nichts ohne dich. Ich war noch nicht fertig. Du kannst mich nicht einfach so in diese Welt lassen, so voll von Wahnsinn und Wut. Wie hätte ich jemals zurecht kommen sollen? Weißt du, was du mir überhaupt angetan hast? Warum tust du mir das an? Darf ich zu dir kommen? Mama. Hörst du mich? Lass mich doch einfach zu dir kommen!«

Er betrachtete die Klinge in seiner Ader, die Arme zu einem Kreis geflochten.

»Zerschnitt.«

Kleine Flüsse tropften in den Boden der Badewanne, formten schlag. Adern und vermischten sich mit der Durchsicht des Wassers zu rosa Tau. Gustav versuchte, sie mit seinen Zehen zu verschwimmen, um die Schönheit zu brechen.

»Am Tod ist nichts Schönes, obwohl es schön ist zu sterben«, waren seine Worte, als ihm Dunkel ins Auge lief und er langsam ohnmächtig wurde. Seine Beine wurden schwer, sein Oberkörper folgte, der Kopf legte sich darauf. Gustav starb ein wenig. Das Letzte, das in seinen Blick traf, war die atemlose Ungerechtigkeit seines Daseins, die den Duschkopf aus der Wand riss und seinen Körper auf den Boden krachen ließ.

Sogar im Sterben war ihm das Leben zum Feind geworden.

»Ruf den Notarzt! Ich binde ihm die Arme ab, er hat viel Blut verloren. Los! Mach!«

Gustavs Nachbarn in der Wohnung darunter hatten den Knall gehört und nun lag er in ihren Armen. Außerhalb der Wanne.

»Zer. Broch«

Über Gustavs Adern würden sich Narben legen, wie über Gustavs Sein der Tod und ihn immer an der Hand in die Zukunft begleiten. Als er im Krankenhaus aufwachte, spürte er diesen Handschlag und ballte

seine Finger, weil es angeblich schwerer sein soll, mit
Fäusten Händchen zu halten.

Kapitel 4

*Ich seh vor lauter Gitterstäben
die Menschen nicht.*

»Nicht mal sterben haben sie dich gelassen?«

Der Mann stützte sich mit überdehnten Handgelenken am chromblitzenden Gestell von Gustavs Bett ab. Seine Augen blinzelten schwach, zu langsam in ihrem Auf und Ab, um ihn für voll zurechnungsfähig zu erklären.

»Würdest du deine Finger von meinem Bett nehmen? Du hast doch die Schwester gehört. Hoch ansteckend. Willst du mich anstecken? Meinst du, ich bin heiß darauf, noch am Leben zu sein und dann bekomme ich die verdammte Krätze?«

»Ich habe keine Krätze«, antwortete der Mann und zog seine Finger von Gustavs Bett. »Herpes.«

»Klar, wegen Herpes liefern sie dich ins Krankenhaus ein. Erzähl den Scheiß jemand anderem. Geh dort zum Spiegel und hol das Desinfektionsmittel, würdest du das freundlicherwise tun?«

»Es ist Herpes. Und nein, deswegen bin ich nicht da. Aber sie haben es während der Untersuchung entdeckt.« Der Mann holte die Flasche von der Ablage unter dem Spiegel und kam zum Bett zurück.

»Desinfizier alles, was du angegriffen hast. Ich habe sowas von keiner Lust auf deine Bazillen. Ich gehe hier als gesunder Mann wieder raus.«

»Du meinst, du bist gesund?«, sagte Mr. Herpes in fragendem Ton und blickte dabei auf Gustavs Handgelenk. »Du denkst, dass gesunde Menschen das machen?«

»Das geht dich einen Scheiß an«, sagte Gustav.

»In Ordnung, ich bitte um Verzeihung. Ich dachte nur, ich red ein wenig mit dir. Hab mir gedacht, du brauchst ein wenig Unterhaltung. Oder Aufmunterung. Ich habs nicht böse gemeint. Tut mir leid.«

Er sprühte eine kleine Menge auf die Stellen an Gustavs Bettgestell, die er angefasst hatte und reinigte sie mit einem Taschentuch.

»Siehst du, alles wie vorher. Also, keine Angst mehr vor mir.« Er stellte sich ans Fenster und blickte auf den Parkplatz unterhalb des Krankenhauszimmers. Ein wenig beobachtete er sich selbst als Spiegelbild, ein wenig den eben vorgefahrenen Wagen, der auf zwei Parkplätzen gleichzeitig zu stehen kam.

»Weißt du, dieser Oberarzt, er kümmert sich nicht um die Gefühle seiner Patienten. Er ist ein richtiges Arschloch. Gestern hab ich mir noch gedacht, das ist bestimmt einer dieser Wichser, die mit ihrem Scheiß-SUV auf zwei Parkplätzen stehenbleiben, aus einfacher Ignoranz heraus. Und tatsächlich, schau!«

Gustav setzte sich ein wenig höher in seinem Bett und lugte aus dem Fenster.

»Siehst du ihn? Mit seinen zurückgegelten Haaren. Glaubst, er ist was Besseres. Wofür werden solche Typen Arzt? Was läuft da schief?«

Gustav setzte sich aufrecht hin. »Du willst dich über die Menschheit unterhalten, was da falsch läuft? Wirklich? Du meinst, du hast ein Recht darauf, dass dich die Menschen gut und fair behandeln? Wach auf, Mann! In welcher Welt lebst du denn? Sind das wirklich deine Erwartungen?«

Der Mann zögerte. »Benjamin. Ben geht auch.«

»Gut Ben. Denkst du also, du hast einen Arzt verdient, der dich gut behandelt?«, fragte Gustav.

»Jeder hat das. Oder nicht?« Er klang verwirrt.

»Wieso denkst du das? Warum sollte er dich gut behandeln? Ist es seine Schuld, dass du Herpes hast? Woher hast du das eigentlich?«

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, sagte Ben. »Ich kenne da dieses Mädchen seit ein paar Tagen...«

»Wow, das klingt ja wirklich nach einer lange Geschichte.« Gustav schmunzelte. Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass seine Lippen sich in diesen Zustand verzerrten.

»Ja, lange ist relativ. Danke, Einstein«, gab Ben zurück und schmunzelte in sein Spiegelbild im Fens-

ter. »Ich habs von ihr. Sie hat mir nicht gesagt, dass sie... ich meine, sie hat...«

»Was redest du denn da? Du warst einfach zu geil, hab ich nicht recht? Es war dir scheißegal...«

»Ja so ungefähr. Ich hätte es besser wissen sollen. Aber ich bin oft einsam. Und es war für mich der Jackpot. Wer lässt sich denn schon auf mich ein? Sieh mich an. Ich bin froh, wenn mich überhaupt jemand von Zeit zu Zeit berührt.«

»Jetzt komm mal wieder raus da aus deinem Opferkasten, Ben. So hässlich bist du auch wieder nicht. Du bist vielleicht nur nicht ganz bei dir? Vielleicht merken das die Frauen. Du willst etwas darstellen, das du gar nicht bist. Frauen merken das doch, meinst du nicht?«

»Ich versteh nicht ganz, was du meinst.« Gustav setzte sich an die Bettkante neben dem Fenster.

»Fällt es dir schwer, du selbst zu sein?«

»Diese Frage stellt mir jemand, der sich gestern umbringen wollte?«, antwortete Ben.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich es kann oder dass ich mit dieser Welt zurechtkomme. Wer tut das schon? Es würde mich nur interessieren, Mr. Herpes.«

»Mann, lass das! Ich sage ja auch nicht Mr. Unfähiger-Selbstmord zu dir. Ich habe keine Ahnung, wie es ist, ganz selbst zu sein. Woher soll ich das auch?

Aber das gibt niemandem das Recht, mich so abwertend zu behandeln wie dieser Oberarzt oder mich mit diesen Scheißbakterien anzustecken.«

»Wo hast du sie denn überall?«, wollte Gustav wissen.

»An den Lippen, siehst du ja.«

»Das ist alles? Du hast sie nur geküsst?«

Ben schwieg ein wenig zu Boden. »Nein. Da unten und hinten und irgendwie breitet es sich auch in meinem Mundraum aus. Ich kann mich kaum mehr selbst riechen. Das ist furchtbar. Ich dachte, Herpes sind nur Fieberblasen, wie die von meiner Großmutter, vor der ich immer davongelaufen bin, wenn sie mich damit küssen wollte.«

»Das tut mir leid. Ehrlich. Kommt sie dich wenigstens besuchen?«

»Wer, meine Großmutter?«

Gustav schmalzte mit der Zunge. »Nicht die, Idiot. Deine Freundin.«

Stilles Rauschen.

»Ich weiß nicht mal ihren Namen.«

»Wer hat ihnen erlaubt, aus ihrem Bett aufzustehen.« Der Oberarzt stand in der geöffneten Tür und wischte sich mit seinem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Die Turnusärztinnen hinter ihm kicherten leise. Er drehte sich um und flüsterte ihnen leise et-

was zu. Das Kichern verstärkte sich. Manche sahen zu Boden dabei, die anderen hielten sich die Hand vor den Mund.

»Also, erzählen Sie uns bitte nochmals genau, was passiert ist, Ben? Ich darf Sie doch Ben nennen, oder?« Er übergab das Klemmbrett in seinen Händen an eine Ärztin und sagte: »Hören Sie ihm genau zu. Ich hoffe, Sie sind in ihrem Privatleben nicht genau so dumm.« Dabei zwinkerte er einer Turnusärztin, die kaum älter als 26 Jahre alt sein konnte, zu.

Gustav verhielt sich stumm. Er schloss seine Augen und atmete tief ein. Es wurde warm in ihm und seine vernähte Narbe am Handgelenk begann zu brennen. Seine Augenlider flatterten leicht und überdeckten das schwere Schlagen seines Herzens an seinem Hals. Ben erzählte stotternd, was ihm passiert war und wie die Ärzte hier zufällig auch sein Herpes entdeckten.

»Wissen Sie, es ist mir sehr peinlich, aber ich dachte, ich liebe sie und sie würde mir sowas nie antun.«

»Sie sollen hier keine kitschigen Geschichten erzählen oder einen romantischen Film drehen, das interessiert niemanden«, unterbrach in der Oberarzt. »Sie verstören die jungen Damen. Merken Sie das nicht? Ist ihnen das nicht mal peinlich?«

Ben schluckte. Gustav spürte durch die geschlossenen Augen hindurch, wie sehr es in ihm brodelte.

»Sehen Sie sich das Gesicht genau an. Merken Sie es sich, meine Damen.« Der Arzt blickte ihm ins Gesicht. »Sie möchten uns bitte noch die anderen Stellen zeigen, an denen Sie sich angesteckt haben.«

»Sie meinen jetzt?« Ben blickte die Frauen an. Dann den Arzt. Und wieder zurück zu den Frauen. »Sie, Sie meinen...«

Der Arzt ging energisch zu Bens Bett und zog die Bettdecke nach unten. In diesem Moment krachte Gustav zu Boden und schrie laut auf. Die Ärztinnen erschrakten und versteinerten. Der Arzt hielt das Ende der Bettdecke in der Hand und starrte auf Gustav. Nur Ben reagierte sofort und sprang aus seinem Bett.

»Gustav! Hey, was machst du?«

Die Ärztinnen atmeten tief ein, als sich Ben nach unten beugte und man seinen nackten Hintern sehen konnte. Der Herpes hatte sich bis nach hinten ausgebreitet.

»Gustav, komm! Ich helfe dir...« Bens nächstes Wort kam verschwommen aus seinem Mund, da Gustavs Finger in ihm steckte. Er drehte ihn darin solange, bis Ben Brechreiz bekam.

»Schon gut, Ben. Es ist alles ok. Geh zurück in dein Bett«, flüsterte Gustav ihm zu. »Ich komm schon klar.« Ben beobachtete ihn konzentriert.

»Können Sie mir bitte helfen?«, blickte er in die Richtung des Oberarztes. »Ich will nicht, dass mich

der mit seinem Scheißherpes ansteckt. Mir ist etwas schwindelig geworden. Könnten Sie mir bitte aufhelfen. Und um Gottes Willen, halten Sie mir diesen Perversen da fern.« Gustav stützte sich mit einer Hand am Boden ab.

»Na los, helfen Sie ihm«, schrie der Oberarzt.

»Nein, bitte. Helfen Sie mir. Ich möchte nicht, dass mich die Damen....«

»Na schön, kommen Sie hoch. Warten Sie!« Der Oberarzt beugte sich über Gustav und griff ihm zu beiden Seiten unter die Arme. »Hoch! Na los, helfen Sie ein wenig mit!«

Gustav half keinen Deut mit. Er legte seine Arme um den Kopf des Arztes und hielt sich fest.

»Danke, das ist sehr freundlich von Ihnen. Das werde ich Ihnen nie vergessen.«

Als die beiden wieder einigermaßen senkrecht standen, rutschte Gustav mit seinem rechten Bein weg und fuhr dem Oberarzt mit seiner linken Hand zuerst den Hals entlang zum Ohr und schließlich über dessen Gesicht. Die Lippen des Arztes staunten weit offen, als sich Gustav mit seinen Fingern im Mund und Unterkiefer festkrallte, um nicht wieder zu Boden zu fallen.

»Verzeihen Sie mir. Bitte verzeihen Sie mir.« Gustav schob sich mit einem Ruck zurück ins Bett und schnaubte tief. Schweiß tropfte von seiner Stirn. Seine

linke Hand hielt er weit ausgestreckt zur Seite. »Ich danke Ihnen. Bitte verzeihen Sie mir!«

Der Oberarzt schien verwirrt und seine Verwirrtheit begleiteten die Turnusärztinnen mit offenen Müulern. Niemand wagte zu sprechen, bis er den Bann brach.

»Ich bin in einer Irrenanstalt. Warum tue ich mir das Tag für Tag an?« Er stürmte wutentbrannt aus dem Zimmer. Seine Schritte verhallten nach einiger Zeit draußen am Flur. Ganz langsam folgten ihm die Ärztinnen, im Rückwärtsgang.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag«, grinste sie Gustav an.

Stillraum.

»Ich habs gesehen. Ich habe genau gesehen, was du getan hast, du Teufel.« Ben konnte sich das Grinsen nicht verkneifen.

Gustav stand jetzt ganz sicher mit beiden Beinen am Boden und schnappte sich das Desinfektionsmittel. Er sah Ben an: »Ich denke, er wird dich ab jetzt einige Zeit nicht mehr belästigen. Wie lange dauert es, bis Herpes abgeheilt ist?«

Das Einatmen in diesem Moment war eines der freiesten in Gustav Brochs Leben gewesen.

Freies Unendlicht.

Kapitel 5

Als würde man sein Herz in Vakuumfolie packen.

Er diente in seinem früheren Leben als Öltank. Er verheizte schwarzes Gold durch den Schornstein des verfallenen Hauses. Doch er wurde schon lange nicht mehr befeuert, weil Gustav ihn getrennt hatte. Die Leitungen gekappt, das Öl verbrannt. Am Ende eines Gangs, am Ende des Kellers, den Gustav durch eine betonierte Stiege an der Rückseite seines Hauses erreichte. 14 Stufen. Eine Holztür.

Nun stand er in dem langen Gang. Die Sonne spiegelte seinen Schatten in die zukünftigen Schritte, als würde sie ihm ihre Erwartung aufzwingen. Die Sehnsucht zu verschwinden. Gustav ging auf die Dunkelheit zu, öffnete die erste Türe, die einen halben Meter in die Höhe versetzt war. Drei kleine eiserne Haken trafen seine Füße, er meisterte die Hürde und sprang in den nächsten Raum mit dem metallenen Zylinder. Der Griff an der Außenseite öffnete eine kreisrunde Tür, in die sich Gustav setzte. Bevor er die Tür von der Innenseite wieder schloss, tippte er etwas in das digitale Zahlenschloss oberhalb des äußeren Griffes.

Dann schloss sich die Tür. Für die nächsten 30 Minuten war Gustav nun von der Außenwelt isoliert. Er nannte es seine

emotionale D.privationskammer.

Er legte sich längs in den Zylinder, die Füße ausgestreckt in die lange Röhre. Es war absolutes Dunkel zu sehen. Kein Licht. Keine helle Quelle. Unter Gustavs Armen spürte er die samtene Miniaturpyramiden, die er über die gesamte Oberfläche des Öltanks ausgelegt hatte. Schallisolationmatten. Kein Geräusch drang von innen nach außen. Und, was der Punkt an dem allen war, nichts drang von außen nach innen. Gustav war isoliert. Keine Geräusche. Kein Licht. Nur dunkle Stille.

Die Zeit, in der sich Gustav außerhalb dieses Tanks aufhielt, verlängerte sich in den letzten Jahren zunehmend. Nach dem Tod seiner Mutter verkroch er sich im Keller, betrachtete die Spinnen und Kakerlaken, wie sie sich mit der Dunkelheit anfreundeten, in ihr lebten und in ihr starben. Er schien es faszinierend zu finden, wie sehr man die Dunkelheit lieben konnte und vom Licht verschreckt würde. Und sie betrachteten ihn nicht als Eindringling. Als bald wurde er einer von ihnen, weil er immer wieder zu Besuch kam. Sich mit ihnen unterhielt. Sie hatten die Sehnsucht nach Dunkelheit gemeinsam. Und die Angst vor dem Hell. Vor allem den Menschen im Hell. Gustav identifizierte

sich allmählich mit der Angst der Kakerlaken, im Sonnenschein zertreten werden zu können. Er fühlte sich draußen schwach. Das Sonnenlicht, das sich in den Augen der Menschen dunkel brach, machte ihm eine Scheißangst. Gustav war kein ängstlicher Mensch. Bis seine Mutter sich das Leben nahm. So erzählte sich die Geschichte in seinem Kopf.

»Sie wollte nicht, dass ich inkompatibel werde«, flüsterte Gustav. In dem isolierten Öltank verstummte auch nur der Hauch eines Echos. Gustav sprach zu sich allein. Vielleicht zu der Dunkelheit. Er hatte nie nachgedacht, wem er hier erzählte. Aber das Nichts, das hier seine Geschichten aufnahm, war anders als das Nichts auf der Straße unter den Menschen. Es urteilte nicht. Es bewertete nicht. Es hörte zu. Es unterbrach nicht, verurteilte Gustav nicht für all seine Unzulänglichkeiten, die Psychiater und Lehrer und Richter und alle anderen Menschen als abnormal empfanden, nur weil sie nicht damit zurecht kamen. Nur weil es keine Anstrengungen und Mühe in der Gesellschaft gab für Menschen wie Gustav. Als wäre er geboren, um gebrochen zu werden. Als hätte jeder Mensch eine Sollbruchstelle, die andere früher oder später entdecken und gnadenlos brechen.

Die Dunkelheit in Gustavs Tank war niemals die Dunkelheit in den Augen der Herzlosen. Obwohl Menschen oft die selben Worte verwenden, meinen

sie doch so oft ganz Unterschiedliches. Die Dunkelheit und Stille in Gustavs Tank war liebend. Annehmend. Wärmend. Sie war bedingungslos.

»Sie hat sich immer davor gefürchtet, dass ich zu anderen Kindern in meinem Alter inkompatibel werde. Herz entwickle. Empathie. Wenig rede, aber viel frage. Weine. Erkenne. Spüre. Sie hat immer gesagt, dass alle Kinder spüren, wenn Menschen nicht ehrlich zu ihnen sind. Außer zu ihren Eltern. Denen kaufen sie jeden Scheiß ab. Das ist der Makel der menschlichen Existenz, hat sie immer gesagt. Das ist die erste große Sollbruchstelle im Herz. Wie ist der Plan aufgegangen? Ich bin schon sehr inkompatibel geworden. Vielleicht hätte ich es so oder so niemals geschafft. Wenn du die anderen Kindern beobachten musst, wie sie einer nach dem anderen aufhören zu fragen, wissen zu wollen, zu spüren. Weißt du, wie sich das für mich angefühlt hat?«

Gustav lag eine Minute in seiner Stille. Und es tat ihm gut. Er musste Fragen hier nicht beantworten. Niemand beantwortete sie für ihn. Als würde man sein Herz in Vakuumfolie packen.

»Aber weißt du, Antworten machen Menschen nicht besser. Die Antworten, die man bekommt, verbessern Menschen nicht. Sie sind immer gefärbt. Wenn du eine Frau in der Straßenbahn fragst, wie es ihr geht, sagt sie: Gut, danke. Wie viele Menschen

antworten so ihr Herz in Brüche? Wenn du sie ansiehst und ehrlich fragst, obwohl du weißt, sie können nur lügen, weil sie sich selbst gar nicht mehr kennen? Sie sich selbst fragen, warum sie unglücklich sind und nur unehrlich antworten können, weil sie sonst zusammenbrechen und ihr Leben ins Chaos stürzen würde? Wen rufst du, wenn dein Herz bricht? Zu wem gehst du? Wer behandelt dich? Welche Medikamente geben sie dir? Wie gipst man ein Herz ein?«

Gustav richtete sich auf und hockte sich quer in die Röhre. Sein Rücken gegen die gebogene Wand gepresst, seine Füße an die entgegengesetzte Seite. Er lehnte den Kopf zurück und spürte, wie die weichen Spitzen der Isolationsmatten sich in seine Haare bohrten.

»Irgendwann ist ihr dann bewusst geworden, dass ich noch inkompatibler werde, wenn wir draußen sind und Menschen helfen, die Hilfe brauchen. Wenn wir unser Herz spüren und wir selbst sind, wenn wir unser Herz anderen schenken, die in sich selbst versteinert sind und von alleine nicht mehr ins Leben zurückfinden. Und als sie das erkannt hat, hat sie sich aufgehängt. Mich im Stich gelassen. Als Fehler ihres Experiments.«

Gustav bekam keine Antwort auf die gedachte Frage: »Bin ich ein gescheitertes Experiment?«

Hier bekam er keine Antworten. Aber auch keine Lügen. Lügen waren es, die ihm die Lust auf die Antworten hinter den Fragen an die Menschen raubten. Also lieber *keine* Antworten als unehrliche.

In Gustavs Isolation fühlten sich 30 Minuten wie Stunden an. Weil sich sein Still über die Zeit legte und damit den Atem innerhalb der Welt anhielt. Hier gebar er das Nichts und das Nichts gebar ihn. Nichts war Gustav so hilfreich gewesen in den letzten Jahren wie seine emotionale D.privationskammer. Sie entzog ihm den Atem der anderen in ihm.

Gustav war in der Tat inkompatibel mit der Welt, daher machte der den Öltank zu seiner. Zu einer Welt, die ihm die Toxine der Gesellschaft aus dem Herzen sog.

»Du wirst von der Schlange gebissen und saugst das Gift aus der Wunde, bevor es deinen ganzen Körper verseucht.«

Nach 30 Minuten sprang das Schloss auf und Gustav atmete tief durch. Er verließ seine Antifolterkammer durch die Schatten zurück in den Garten an der Rückseite des Hauses. Er setzte sich auf die alte Holzbank, deren Lehne eigenartig verkrümmt war und starrte auf den Kirschenbaum.

»Lass uns die Welt ein wenig besser machen«, ballte Gustav seine Fäuste.

Kapitel 6

Atemblick in mich ohne mich anzusehen!

»Gustav!«

Die Stimme erschreckte den Moment der Stille.

»Gustav! Hier bin ich.«

Die weibliche Stimme wurde deutlicher. Als wollte sie mit ihrer Intensität Kirschblüten spalten. Stattdessen kroch sie in Gustavs Raum zwischen seinen Hirnhälften und schwebte als leises Zittern wieder davon.

»Helena.«

Sie hatte bereits das erste Bein über den Zaun gesetzt. Ihr Grinsen im Gesicht war kaum zu übersehen. Es war Gustav anfangs, als er sie kennengelernt hatte, unheimlich gewesen, aber mittlerweile konnte er es gut einordnen.

»Setz dich zu mir, Helena. Das ist ja eine nette Überraschung.«

»Ich dachte mir doch, ich habe jemanden gesehen. Gießt du heute selbst? Bist du deswegen gekommen?«

»Ja, mach dir keine Mühe. Ich werde das heute übernehmen. Du kommst ja sonst jeden Tag. Du weißt, wie dankbar ich dir dafür bin, ja?«

»Manchmal spüre ich es mehr, manchmal weniger. Manchmal bist du so in deiner Welt, Gustav, dass ich dich auch in meiner Nähe nicht mehr fühlen kann. Was ist passiert? Gibt es einen Grund, warum du hier bist? Du kommst doch immer nur...«

Helena strich mit ihrer Handfläche über Gustavs Handrücken. Er versuchte ruhigzuhalten.

»Was hast du getan? Was hast du getan?«

Sie sah in seine Augen und drehte die Hand. Seine in ihrer, bis sie unter seiner zu liegen kam. Einzelne Sonnenfäden verfangen sich in Gustavs Narbenstrahlen an seinem Handgelenk.

»Was hast du getan?«

Gustavs Kopf sank nach unten.

»Warum weinst du? Was hast du gemacht?«

Gustav blickte Helena an, ohne sie dabei anzusehen: »Ich bin müde, Helena. Ich kann mich kaum mehr auf der Welt halten. Ich weiß nicht, was ich tun soll, Helena.«

Sie zog das weiße Pflaster ganz langsam von seiner Haut und beobachtete, wie sich seine kleinen Härchen dagegen sträubten. Mit einer Hand hielt sie seine, mit den Fingerkuppen der anderen spürte sie den Tälern seiner frisch vernähten Narbe nach.

»Was hast du getan? Wolltest du einfach so von mir gehen? Ohne mir davon zu erzählen? Hätte ich in der Zeitung davon lesen sollen? Willst du mir das an-

tun? Mich einfach so verlassen ohne dich zu verabschieden?«

Sie legte ihre Schläfe an seine Wange.

»Das hätte ich dir nie verziehen. Ich bring dich um, wenn du das noch einmal versuchst. Hörst du?«

Sie griff in seine Haare und zog Gustavs Kopf hart nach hinten.

»Hörst du mich? Wehe, du gehst von dieser Welt, ohne mir davor die Chance zu geben mit dir zu gehen? Du willst mich hier alleine zurücklassen? Ist das dein Sinn von Gerechtigkeit? Und ich soll hier die Blumen alleine weiter...«

Helena kümmerte sich um den Garten im Haus von Gustavs Mutter seit ein paar Monaten. Er hatte sie drum gebeten, also eigentlich hat sie ihn angefleht, damit sie manchmal in seiner Nähe sein durfte. Die Blumen durchbrachen ihre Einsamkeit und Gustav durchbrach ihr Dunkelherz mit seinem Herzdunkel.

»Du kannst mich nicht zurücklassen. Bitte, Gustav.«

Sie ließ seinen Kopf wieder los und kam zurück, um seinen Narben gesundzustreicheln. Gustavs Haare bogen sich nur langsam nach unten. Seine Augen waren gerötet und sein Hals schlug herzhoch.

»Ich hatte nicht den Mut, es dir zu sagen. Es war ein Kurzschluss, es...«

»Was wolltest du mir nicht sagen?«

»Dass ich dich nicht retten kann, Helena. Ich kann es nicht.«

»Was redest du da, Gustav?«

»Ich bin nicht das, wofür du mich hältst. Ich bin kein Retter. Ich bin lebensmüde, Helena. Meine Beine sind zu schwach, um mein schweres Herz noch 100 Meter weit zu tragen. Und dann soll ich auch noch für dich da sein? Dir deine Emotionen...«

»Wer sagt das? Wer hat das jemals von dir verlangt? Hab ich das jemals von dir verlangt?«

»Ach, du musst doch nicht reden, damit ich dich verstehe - damit ich verstehe, wer du bist und wie du geworden bist, was du wirst. Diese vielen stillen Momente zwischen uns in den letzten Monaten haben mir mehr über dich gesagt als jedes Wort aus deinem Mund. Du lebst in dem Haus dort drüben dein Leben lang mit Menschen, die dir nicht gut tun, die dich verletzt haben früher und es noch immer tun. Tagtäglich leidest du und benutzt die Blüten hier im Garten als Ausrede, um rauszukommen.«

»Ich benutze überhaupt nichts als Ausrede«, flüsterte Helena schreiend. »Sie sind das Einzige, was in meinem Leben wächst, wenn ich es berühre.«

Gustav sah in ihre Augen.

»Nichts in mir blüht, Gustav. Es ist nichts mehr übrig, was blühen könnte. Ich habe es in mir verloren. Ich bin mir selbst verloren. Ich habe nichts mehr.

Spürst du denn mein ganzes Nichts nicht in mir? Gustav?«

Er blickte sie noch immer an.

»Helena, ich existiere doch selbst aus nichts. Ich habe doch selbst nichts mehr, was ich dir geben könnte.«

»*Dein* Nichts ist mehr, als ich jemals von einem Menschen bekommen habe.«

Als könnte die folgende Stille Löcher in das Nichts der Welt reißen.

»Die Menschen haben ihre Pinsel in meinen weißen Farbtopf gesteckt, um meine Innenwände schwarz auszumalen damit. Für mich ist Weiß und Schwarz einerlei. Wie oft hab ich mir gewünscht, dass sie ihre Augen öffnen und mir zumindest ein Grau schenken. Aber weißt du was? Wenn sich deine Augen an das Schwarz in deinem Herzen gewöhnen, färbt es sich allmählich in Grau. Als hätten sie mir einen Filter ins Auge tätowiert, der alles Bunte in der Welt in mein gewöhntes Grau färbt. Ich weiß, dass die Welt nicht nur grau ist, aber ich sehe sie nur so. Ich bin von der alten, abbröckelnden Farbe an meinen Herzwänden so blind geworden, dass ich die Rosen im Garten nur in Schattierungen aus Grau unterscheiden kann.«

Gustav atmete nichts.

»Aber weißt du, dein Nichts in dir ist anders. Es ist auch grau. Aber es ist ein Grau, in das du so viel Bunt legst oft, ohne dass du es selbst bemerkst. Aber ich bemerke es, Gustav. Ich liebe dein buntes Grau.«

Gustav atmete samt ein.

»Und wenn ich dein Grau sehe, dann spüre ich es in mir. Ich spüre dich in mir und ich spüre mich in dir. Dein Nichts ist kein Nichts, das aus nichts entstand. Dein Nichts wurde durch so viel Herz zu dem Grau, das meines so sehr liebt, Gustav. Ich sehe dich. Siehst du denn nicht, wie sehr ich dich sehe?«

Gustav entzog ihr seinen Handrücken und legte ihn auf ihren Oberschenkel. Sie spürte die Schwere, die auf ihr lastete. Aber es war eine bekannte Schwere. Nur dass sie diesmal sagte, dass sie bleiben würde.

AusbreitEnde.

»Ich kann so vieles nicht, Helena. Ich bin so unzureichend für mein eigenes Herz. Aber ich spüre dich. Ich spüre dein Herz in meinem. Und ich möchte mich so sehr in deinem spüren. Aber es ist eine Last, die niemand tragen kann. Mich in seinem Herz zu tragen.«

»Das ist aber meine Entscheidung und du wirst mich durch nichts davon abbringen. Denkst du, du kannst dich umbringen und dich dadurch aus meinem Herzen schleichen? Denkst du, du würdest mein Le-

ben dadurch leichter machen? Wenn du stirbst, dann möchte ich bei dir sein. Ich fühle mich mein Leben lang ohne freien Willen. Nichts in meinem Leben habe ich bestimmt. Ich hatte niemals eine Möglichkeit mitzubestimmen, wie meine Welt aussehen soll. Aber hörst du, diese eine Entscheidung werde ich treffen und du wirst sie mir nicht nehmen. Lass mir diese eine übrig! Hörst du mich, Gustav? Nimm mir nicht auch noch diese eine letzte Entscheidung.«

»Ich werde es nicht mehr versuchen.«

»Da verwette ich meinen Arsch drum«, sagte sie. »Ich brauche dein Nichts, Gustav. Nimm es mir nicht weg.«

»Liebe«, sagte Gustav und strich über Helenas Oberschenkel. »Sie fesselt dich, nur um dich dann Strick für Strick loszubinden.«

»Bleib bei mir, Gustav. Bitte. Auch wenn du nicht genau weißt, was Liebe ist. Spüren reicht mir schon. Das reicht uns doch. Auch wenn es manchmal nach ein wenig mehr Nichts schmeckt.«

Gustav blickte einen Moment in das Gras unter seinen Füßen.

»Gut.«

»Gut?«

»Ich bleibe,
ich verspreche es.«

Helena legte ihre Hand in Gustavs.

Kapitel 7

Widergeburt.

Lass uns ein Stück gehen.

»Wollen wir ein Stück die Straße entlang gehen?«

»Ja, lass uns das machen.«

»Möchtest du nicht noch zusperrern?«

»Ach, wer geht schon in ein Haus, in dem sich eine Frau aufgehängt hat?«, lächelte Gustav. Und Helena lächelte zurück. Die Kellertür stand weit offen, als sie die Straße entlang aus dem Bild verschwanden.

Es hatte am Vortag geregnet. Die Blätter der Bäume hatten sich ergeben und auf die Straße gelegt. Manche von ihnen begannen sich von einer Seite vom Asphalt abzulösen. Sie blickten direkt in die untergehende Sonne, als wollten sie noch die letzte Energie aus ihr saugen, damit sie morgen schon wieder zurück am Baum hängten. Gustav setzte seine Schritte zwischen ihnen durch, ohne auch nur ein Blatt zu betreten. Er liebte Kirschblüten, weil sie nach Widergeburt dufteten. Und das war es, wonach er sich oft sehnt hatte nach dem Tod seiner Mutter.

Aus der Widergeburt zur Widergeburt.

Sie hatte eine Lücke hinterlassen, die er selbst nicht füllen konnte bis heute. Er hatte nach Antwort-

ten gesucht, immer wieder neue Fragen gestellt und analysiert, sich zu Tode im Kreis gedreht und danach den Kreis zu Tode gedreht. Durch jede Antwort, die er verstand, kam er dem Tod ein wenig näher, weil sein emotionaler Tod aus der Enttäuschung geboren wurde, die nach der Erkenntnis kam, dass Vergangenes unveränderlich schien. Für ihn war. Gustav hätte die Vergangenheit so gerne geändert. Als würde er in eine Zeitmaschine steigen und an den Tag zurückreisen, als sich seine Mutter umgebracht hatte. Er hätte ihr das Frühstück ans Bett gebracht und ihr vorgeschlagen, dass sie beide dableiben, einen Film sehen, den Tag entspannen. Und bis zum heutigen Tag dachte er, dadurch den Selbstmord seiner Mutter auslöschen zu können. Aber durch diese seine Illusion brachte er selbst den Tod ins Leben, da er sie zu seiner einzigen Strategie zur Lösung erkor.

»Denkst du, dass eine Welt ohne Irrationalität besser wäre?«, fragte Gustav.

»Wie meinst du das?«

Kleine Pfützen hatten sich unter die Bordsteinkanten zurückgezogen, um dort den Sonnenuntergang zu beobachten und auf den Morgen zu warten, weil sie dann vollständig ausgetrunken würden. Helena blieb stehen und beugte sich nach vorne. Ihre Haare bückten sich über ihre Wangen ins Unten und engten ihr Spiegelbild in der winzigen Pfütze ein.

»Meine Augen werden im Wasser ganz dunkel, siehst du?«

»Lenkst du jetzt ab, um Zeit zu gewinnen?«, fragte Gustav und beugte sich zur ihr nach unten. Von der Seite blickte er zu ihr hinüber, sah aber nur Haare.

»Was stört dich an Irrationalität, Gustav? So sind die Menschen halt. Sie tun und denken oft nicht nach, was sie tun. Du wirst ja im Leben nicht fertig, wenn du dich daran störst. Tust du nichts Irrationales? Nie?«

»Du beantwortest meine Frage nicht, Helena. Es ist immer das Gleiche mit dir. Aber du hast Recht. Überall ist Irrationalität. An jeder Ecke und in so vielen Menschen.«

»Aber was stört dich daran? Es ist doch, wie es ist.«

»Aber diese Menschen verletzen permanent andere Menschen und bemerken es gar nicht. Es fällt ihnen überhaupt nicht auf, was sie anstellen. Sogar Jesus hatte Recht...«

»Du kommst mir aber jetzt nicht wirklich mit Jesus. Du und Religion?«

»Helena! Aber er hatte Recht. Vergib ihnen Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er das genau so gesagt hat.«

»Du verstehst doch, was ich sagen will. Ich glaube, dass die Welt ein viel schönerer Ort wäre, wenn Menschen bemerken, was sie falsch machen und wie sie andere verletzen.«

»Das ist eine schöne Vorstellung. Man nennt es Utopie.« Helena lachte laut auf und beugte sich zurück. Nun hatte er ihre vollständige Aufmerksamkeit. »Denkst du nicht, dass Menschen immer Gründe finden, um andere zu verletzen?«

»Du meinst, das ist ein Grundprinzip der Menschheit. Lass das bitte nicht so sein.«

»Warum siehst du nicht darüber hinweg?«, fragte Helena. »Was stört dich so daran?«

»Es ist doch nicht fair. Es kann doch nicht fair sein, dass ich mich mein Leben lang anstrenge, um ein guter Mensch zu sein und anderen zu helfen, wenn sie Hilfe brauchen und so viele Menschen laufen herum und nehmen überhaupt keine Rücksicht auf niemanden. Sie leben komplett irrational und bemerken es selbst gar nicht. Wie kann das sein? Das ist doch nicht fair, Helena?«

»Ich verstehe, was du meinst. Aber was willst du dagegen tun? Was willst du, Gustav? Willst du die ganze Welt verändern? Was willst du dagegen tun?«

Gustav war erleichtert: »Ich dachte, du sagst jetzt: Lächle, du kannst nicht alle töten.«

Beide lachten laut auf. Gustav nahm Helenas Hand und zog sie in Richtung der Stadt. Ihre Schritte wurden immer trockener und der an vielen Stellen dunkle Bodenbelag färbte sich ins Hell.

»Siehst du?« Gustav zeigte mit seinem Finger in die Richtung eines Parkplatzes. Dahinter schloss gerade ein Supermarkt. »Siehst du? Genau das meine ich. Da steckt doch ein Prinzip dahinter. Wenn er das hier macht, was macht er dann zu Hause bei seiner Frau und seinen Kindern?«

Helena musterte den Parkplatz eindringlich. »Ich weiß nicht, was du meinst. Tut mir leid, Gustav.«

Gustav kramte in Helenas Handtasche. Er zog einen Gegenstand heraus und lief über die Straße auf den Parkplatz. »Ich zeigs dir!«, schrie er zurück. Er stellte sich hinter den schwarzen SUV mit den abgedunkelten Scheiben und deutete auf die weißen Linien im Asphalt. Der BMW parkte schräg über zwei Streifen.

Gustav zog das Taschenmesser und kniete sich zum Hinterrad. Er stach einmal hinein und bemerkte, dass es ziemlich viel Kraft benötigte, um die Oberfläche zu durchbrechen. Also umgriff er mit der linken Hand den Griff des Messers, die rechte Hand dahinter und holte weit aus. Ein Blick über den Parkplatz. Niemand in der Nähe.

Als Gustav die Straße überquerte, atmete der Hinterreifen schwer, als hätte man das Beatmungsgerät von seinem Gesicht gestreift. Gustav klappte das Messer zusammen und warf es zurück in Helenas Tasche.

»Gehts dir jetzt besser? Bist du jetzt geheilt?«, wollte sie von ihm wissen.

»Ja, jetzt geht es mir besser. Aber ich bin noch lange nicht geheilt. Das war erst der Anfang. Ich lass mir das nicht mehr gefallen. Ich lasse nicht zu, dass diese blinden, dummen Menschen unsere Welt vergiften. Das hört jetzt auf. Ich sehe da nicht mehr länger zu. Wir...«

»Wir?«, unterbrach ihn Helena.

»Bist du dabei?«

Helena zögerte. »Dadurch wird deine Mutter auch nicht wieder lebendig.«

Sie sah ihn sehr ernst an und die Stille erzeugte Gänsehaut in beider Augenblicken.

»Aber ich bin dabei.«



Georg Kafka, Jahrgang 1980, ist ein österreichischer Autor und studierter Germanist, der sich multidimensionalen Schreibprojekten widmet. Seine Werke (Romane, Jugendbücher, Fachliteratur) ziehen buchstäbliche Fäden zwischen Realität und Surrealität, überschreiten sprachlich bildhafte Grenzen und sprechen immer im Interesse des Zwischen-den-Zeilen. Kafkas Wortsprache zeichnet oft Auswege aus weltlicher Ohnmacht, menschlichen Katastrophen, Irrationalität und dient als Fluchthelfer in zunächst unwirkliche Welten, welche schließlich aber immer die Macht haben, die Wirklichkeit ins Gute zu verändern.